mit einem Löffel in Wasser klargerührtem Kartoffelmehl. Kleine Biskuits oder Makronen werden dazu gegeben.

Aprikosensuppe.

Ein Dutzend Aprikosen werden aufgeschnitten und mit 1 Liter Wasser aufgesetzt und ganz weich gekocht. Die Kerne werden aufgeklopft und der würzige innere Kern dazu gegeben. Jetzt streicht man die Suppe durch ein Sieb, schüttet sie wieder in den Topf, gibt ¾ Liter Weißwein oder halb Wasser halb Wein daran, süßt nach Geschmack und kocht sie mit (einem Löffel) in kaltem Wasser klargerührtem Kartoffelmehl sämig. Wenn man den Aprikosen vor der Zubereitung die Haut abzieht, so braucht man die Suppe nicht durchzurühren.

Blaubeersuppe.

1½ Pfund sauber gewaschene Blaubeeren werden mit ¾ Liter Wasser angesetzt und eine Viertelstunde mit Zucker, Zitronenschale und Zimt gekocht. Dann gibt man einen Eßlöffel Kartoffelmehl, mit Wasser angerührt, dazu und gibt noch so viel Wasser zu, daß die Suppe gar nicht zu dick ist. Von Ei und Weizenmehl rührt man dann noch einen dicklichen Teig, den man vom Löffel in die Suppe laufen läßt, und kocht alles noch einige Minuten.

Bierkaltschale.

Schwarzbrot wird in kleine Würfel geschnitten und in die Terrine gegeben, etwa eine große Tasse voll, darauf gießt man 1½ Liter gutes Weißbier, tut ¾ Pfund Zucker dazu, 100 Gramm gut gewaschene Korinthen, Saft von einer Zitrone und etwas Zitronenschale. Man stellt die Kaltschale bis zum Gebrauch sehr kalt, am besten auf Eis. Man kann sie auch von Braunbier bereiten.

Weinkaltschale.

Man nimmt statt des Brotes kleine Makronen und statt des Weißbieres Wein, auch ist der Zimt überflüssig — sonst wird sie genau so wie Bierkaltschale bereitet.

—⊙—

Erweiterte Ausbildungsmöglichkeit für Kindergärtnerinnen

Durch die Einrichtung von vereinigten sozialpädagogischen Seminaren und Lehrgängen zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen ist nunmehr eine so große Zahl von Ausbildungsstätten für Hortnerinnen geschaffen worden, daß sich künftig die Einrichtung besonderter Hortnerinnenseminare und -Lehrgänge erübrigt. Außerdem wird gerade für Hortnerinnen die vereinigte Ausbildung immer mehr gewünscht, denn sie bedeutet nicht nur einen zweckmäßigen Ausbau der bisherigen Ausbildung, die schon jetzt neben dem Hortkind das Kleinkind berücksichtigt, sondern sie erleichtert auch wesentlich die Anstellungsmöglichkeit und den häufig erwünschten Uebergang zur Beschäftigung mit dem Kleinkind in Volkskindergärten, Kinderheimen und Familien.

Wie dem Amtlichen Preußischen Pressedienst aus dem Kultusministerium geschrieben wird, ist die Neueinrichtung von Hortnerinnenseminaren oder -Lehrgängen daher künftig nur noch in der Form von vereinigten zweijährigen sozialpädagogischen Seminaren und Lehrgängen, die gleichzeitig der Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen dienen, zulässig. Anders gerichtete Anträge sollen von dem Provinzialschulkollegium von vornherein abgelehnt werden, nur in besonders gearteten Ausnahmefällen ist die Entscheidung des Ministers herbeizuführen. Für die dem Minister bereits vorgelegten Anträge behält dieser sich die Stellungnahme vor.

—⊙—

Aus dem Engen und Weiten

Das verhängnisvolle Testament.

Eine kürzlich in Barcelona erlassene Gerichtsentscheidung bringt einen der eigenartigsten Erbschaftsprozesse, von denen man weiß, zu einem vorläufigen Abschlusse. In der katalonischen Hauptstadt war vor einigen Jahren ein gewisser Bruno Humbert unter Hinterlassung eines beträchtlichen Vermögens sowie vier unverheirateter Töchter gestorben. Die Testamentseröffnung zog sich einige Zeit hinaus; als es endlich dazu kam, ergab sich, daß sämtliche bewegliche und unbewegliche Habe des Erblassers diesen vier Töchtern zufallen sollte, vorausgesetzt, daß sie verheiratet wären; andernfalls waren mehrere Wohltätigkeitsvereine die lachenden Erben. Der Töchter, die sämtlich unverheiratet, aber auch alle schon hoch in den Siebzigern waren und also kaum noch Aussicht hatten, einen Mann zu bekommen, bemächtigte sich nicht geringe Erregung. Sie verstanden ihren Vater nicht, mit dem sie stets in bestem Einvernehmen gelebt hatten und der ihnen nun in seinem letzten Willen so übel mitspielte. Das sonderbare Testament fand aber seine Erklärung, als sich herausstellte, daß es bereits 60 Jahre vor dem Tode des alten Humbert aufgesetzt worden war. Der Verstorbene hatte geglaubt, so am besten für das Glück seiner Kinder gesorgt zu haben; dadurch, daß er nicht rechtzeitig eine Aenderung getroffen hatte, war nun gerade das Gegenteil des von ihm Beabsichtigten erreicht. — Die vier Schwestern nahmen zunächst gemeinsam den Kampf um das väterliche Erbe durch Anfechtung des Testaments auf. Ein Prozeß folgte dem anderen, bis eines Tages die Aelteste, Maria Angela, die gemeinsame Front verließ. Trotz ihrer 83 Jahre verheiratete sie sich mit einem neunundzwanzigjährigen entfernten Verwandten, und damit wurde sie Alleinerbin der väterlichen Hinterlassenschaft. Aber die drei anderen gaben sich noch nicht geschlagen. Sie bezweifelten vor Gericht die geistige Zurechnungsfähigkeit ihrer Schwester, da es doch an Verrücktheit grenze, „wenn eine dreiundachtzigjährige Jungfrau noch in den Stand der Ehe trete". Sie drangen indessen mit ihrer Klage nicht durch; kürzlich hat das Gericht die gesamte Erbschaft der Maria Angela zugesprochen. Gerade durch ihre Heirat in so hohem Alter habe sie bewiesen, daß sie durchaus vernünftig zu denken vermöge. Was unter den vorliegenden Umständen ja auch zweifellos der Fall war. Da die übrigen drei Schwestern mit der Justiz so schlechte Erfahrungen gemacht haben, wird ihnen nichts anderes übrig bleiben, als auch ihrerseits nach einem Manne Umschau zu halten.

Kleiderprobe vor Gericht.

Wann ist das Kleid einer Dame zu kurz? Die Antworten auf diese Frage dürften nicht einheitlich lauten, da die Geschmäcke gerade in dieser Beziehung recht verschieden sind. Auf jeden Fall war Mister Carpenter, ein ehrsamer Londoner Bürger, der Ansicht, daß der neueste Rock, den seine Frau beim Schneider hatte bauen lassen, ihren Knien allzu viel Luft und Licht gönnte: „Du bringst den Rock sofort wieder zurück und verlangst Dein Geld wieder." Der Schneider war leider anderer Meinung und ließ sich auf den Tausch nicht ein. Vor Gericht sahen sich Kundin und Geschäftsmann wieder. Der Richter hörte sich den Fall an, besah sich das corpus delicti und konnte zu keiner Entscheidung kommen. Schließlich bat er die Klägerin, den Rock einmal anzuziehen. Dies geschah und unter dem andachtsvollen Schweigen der Zuschauer trippelte die improvisierte Mannequin vor dem Richterstuhl auf und ab. Dann mußte sich die Klägerin setzen, um dem Richter zu zeigen, wie sich der Rock in dieser Stellung ausnahm. „Hm," meinte Seine Ehren tiefsinnig, „ein wenig kurz ist der Rock ja. Aber es gibt Damen, die das lieben." — „Ich nicht," empörte sich die Klägerin. „Na ja," entschied der Richter, „streiten wir uns nicht. Geben Sie das Kleid dem Schneider zurück. Der Beklagte wird versuchen, es kunstgerecht zu verlängern. Neuer Termin findet in einer Woche statt, und das Gericht wird sich dann durch den Augenschein davon überzeugen, ob die Veränderung befriedigend ausgefallen ist."

Mussolini und die Mode.

Nach langen Beratungen kam in Rom das Komitee, das sich mit der Frage der Schicklichkeit weiblicher Kleidung befaßt, zu folgenden Forderungen: 1. die Kleider dürfen weder eng anliegend noch durchsichtig sein, auch dürfen sie nicht zu kurz sein und die Aermel müssen die Ellenbogen bedecken. 2. Die Kleider der Mädchen müssen über die Knie herabreichen. 3. Die Kleider der Frauen und der jungen Damen müssen die Waden bedecken. 4. Durchsichtige und fleischfarbene Strümpfe sind verboten.

„Sie geht links, er geht rechts."

Die vor rund zwei Jahrzehnten so volkstümliche Schlagerzeile aus dem „Graf von Luxemburg" haben der Budapester Bankbeamte Eugen Koltay und seine neugebackene Gattin in vorbildlicher Form in die Tat umgesetzt. Aber auch ein anderes Zitat aus der genannten Operette paßt auf die junge Ehe der beiden: „Bist Du's, lachendes Glück, das jetzt vorüberschwebt . . ." Das lachende Glück, nämlich die temperamentvolle Gattin des bedauernswürdigen Koltay, schwebte knappe zehn Minuten nach der Eheschließung kurz entschlossen „vorüber". Das Pärchen hatte sich ewige Treue geschworen, in eine Taxe gesetzt und war dann aber in Streit geraten. Madame sprang in dem Augenblick aus dem Wagen, als der Verkehrspolizist an einer Straßenkreuzung das Stoppzeichen gab. Der Mann rannte ihr nach. Der Droschkenchauffeur wiederum folgte dem Manne. Der Schutzmann regelte den Verkehr so ungeschickt — oder war es Galanterie? — daß die Ausreißerin entkam, ihr Verfolger und dessen Verfolger jedoch kleben blieben. Verzagt und erschöpft vor Aufregung wollte der treulose Verlassene wieder in den Wagen steigen. „Wohin?" fragte pflichtgemäß der Fahrer. — „Das ist mir ganz egal," lautete die müde Antwort. — „Das hat keinen Zweck, mein Herr," meinte der Kutscher, „dahin können Sie auch zu Fuß gehen. Macht bisher 2.80 Mark." — „Das ist ja nicht viel," stöhnte der trostlose Hochzeitsreisende, „meine Brieftasche hat aber meine Frau." Ohne weitere Worte zu verlieren, fuhr der Droschkenmann den Schwarzfahrer wider Willen zur Stadthauptmannschaft und zeigte ihn wegen „Autozechprellerei" an. Der gekränkte Gatte flehte den Inspektionsoffizier an, seine entflohene Ehehälfte zu suchen. Schon um den Preis für die verunglückte Hochzeitsfahrt bezahlen zu können . . .

Der Roman der treuen Braut.

Im Jahre 1913 lernte die damals sechzehnjährige Miß Bidler den Londoner Arzt Dr. Sasun kennen. Der erschien öfters in Miß Bidlers Elternhaus, und sie verliebte sich in ihn. Sie war glücklich, als ihr der Arzt eines Tages gestand, er habe sie vom ersten Augenblick an geliebt. Unter diesen Umständen glaubte Miß Bidler, die weiteren Aufmerksamkeiten Dr. Sasuns ruhig dulden zu dürfen. Als die Mutter den Arzt eines Tages um Erklärungen ersuchte, bat Dr. Sasun um die Hand ihrer Tochter und gab dem jungen Mädchen den Verlobungsring. Die Heirat sollte stattfinden, sobald der Arzt das neue Haus, das er zu bauen plante, vollendet haben würde. Darüber vergingen Jahre, und der Krieg verzögerte die Erbauung. Doch nicht ein einziges Mal zweifelte Miß Bidler an den ehrlichen Absichten ihres Verlobten. Dann kam plötzlich die Katastrophe. Dr. Sasun ließ sich in seiner Praxis eine Unachtsamkeit zu Schulden kommen und wurde 1920 zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Bald danach erkrankte er im Gefängnis. Er schrieb an seine Braut und fragte sie, ob sie auf ihn warten wollte. Miß Bidler sagte ohne Bedenken: „Ja!" Acht Jahre lang ersehnte sie den Tag, da sie ihren Verlobten am Gefängnistor empfangen und mit ihm getraut werden konnte. Während der ganzen Zeit unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel mit dem Gefangenen und erhielt immer wieder die Erklärung seiner unverbrüchlichen Liebe. Dann wurde Dr. Sasun wegen guter Führung vorzeitig entlassen. Plötzlich aber wollte er von der Frau, die ihm fünfzehn Jahre lang die Treue bewahrt hatte, nichts mehr wissen. Schweren Herzens entschloß sich die bitter Enttäuschte zu einer Klage auf Einhaltung des Eheversprechens. Sie gab ihre Ersparnisse einem Rechtsanwalt, um den Prozeß für sie zu führen. Kurz danach meldete der Anwalt den Konkurs an, und Miß Bidlers Geld war verloren. Es gelang ihr, neue Summen aufzutreiben, und demnächst soll der Prozeß gegen den Arzt, der niederträchtig genug war, ein Mädchen fünfzehn Jahre lang zu täuschen, zur Verhandlung kommen.

Zeitschriftenschau. Daheim 65. Jhrg. Nr. 39. Wieder liegt eine Nummer des Daheim vor, die die verschiedensten Gebiete in guten Fachaufsätzen durchmißt. Kulturgeschichte: ein Aufsatz über historische Feuerwerke; Literatur: eine Besprechung der neuesten Romane; Heilwesen: ein Arzt spricht über Haut und Hitze; Bildungswesen: Deutsche Studenten in Grenoble; Zeitgeschichte: Deutsche als Amerikaner; Film: Fritz Langs Spaziergang auf dem Mond; Erziehung: Vom „Hospitalismus" der Kinder; Reisen und Wandern: Flundernfischerei auf der Kurischen Nehrung; für die Hausfrau: Kalte Braten und ihre Garnierung. — In dieses reiche, mit vielen Bildern versehene Programm fügen sich die erste Fortsetzung des abenteuerlichen Romans „Die Buschhexe" von Georg Mühlen-Schulte und die große Tiernovelle „Freyas Tod" ausgezeichnet ein.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sank, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 22 — Altena, den 3. Juli — 1929

Frauenanmut und Mode auf dem Frauenkongreß

17. bis 23. Juli 1929.

Die Tage, in welchem der Begriff „Frauenrechtlerin" unbedingt mit jenem ironischen Beigeschmack aufgenommen wurde, der uns noch recht gut in Erinnerung ist, liegen heute hinter uns. Das Wort „Frauenrechtlerin" allein beschwor damals unweigerlich in jedem Manne das Bild einer „old spinster" mit spitziger Nase und anmutslosen Bewegungen herauf —, so manches, was damals häßlich und sogar unmöglich erschien, ist heute schön und selbstverständlich. Nehmen wir nur den „verpönten" Tituskopf, der sich mittlerweile in den allgemein beliebten Bubikopf wandeln konnte! Vor 40 Jahren trug ein junger weiblicher Dr. jur. zum erstenmal diese Haartracht auf der Rednertribüne, um mit der juristischen Fakultät in Jena über Frauenrecht zu disputieren, und wurde — selbstverständlich — nicht mit den zartesten Zungen „beredet". Heute gibt sogar der schlohweiße Bubikopf dem feingeschnittenen Gesicht einen Reiz des Jugendlichen.

Unter den alten Kämpferinnen taucht wohl hier und da noch eine groteske Gestalt von vorgestern auf, aber diese Ausnahmen werden übertönt durch ein Bild voller Frauenschönheit und farbigem Reiz des jüngst tagenden großen Kongresses in Berlin. Diese Frauen wissen sich zu tragen, sie sind nicht mehr die kleinen, grauen, unterdrückten Tanten, sondern in ihrer Erscheinung prägt sich Selbstgefühl und innere Freiheit aus. Sie haben den Takt der Kleidung gelernt, der verlangt, für jede Gelegenheit das passende Kleid zu wählen, das Kleid, das zugleich in Farbe und Linie das Wesen der Trägerin am besten zum Ausdruck bringt. Die Matrone zeigt sich bei den großen Empfängen in schwerem dunklen Atlas, bei der Arbeit in einfachem Trotteur. Die Engländerin und Amerikanerin bevorzugen noch immer das englische Kostüm für diese Gelegenheit. Die jungen Mädchen, von denen die jungen Frauen sich nicht unterscheiden, erscheinen in kurzen Röcken, leicht beschwingt und leicht beweglich, die einfach graziösen Sommerkleidchen aus Seide oder ganz feinem, modischem Wollgeorgette bunt geblümt; an dem sehr leichten Mantel wiederholt sich als Dekoration dieses Blumenmotiv Kragen und Manschetten sind meist vom Stoff des Kleides, ebenso die Blume, die nicht fehlen darf. Auf diesem Kongreß scheint besonders die Engländerin ein sehr feines Gefühl dafür zu haben, daß den Hauptreiz des Kleides heute die Einheitlichkeit ausmacht. Blau ist die Grundfarbe, und dementsprechend tauchen die Mäntel aus feinem, dunkelblauem Wollgeorgette so zahlreich auf. Die Romaninnen, Französinnen, Belgierinnen usw. — auch die behäbige Vertreterin von Paraguay zählt dazu — bevorzugen anscheinend das vornehme Schwarz. Flott und betont weiblich wirken die flatternden Bänder, welche die heutige Mode liebt und die alle Strenge der Erscheinung reizvoll in weicheres Linienspiel auflösen. Nackte Arme gelten im Ausland nur für ganz junge Mädchen als stilvoll, während es bei uns auch vorkommt, daß die Matrone ohne Aermel die Rednertribüne betritt — „pas habillé", sagt der Franzose. Bestrickende Anmut in Haltung und Geste liegt über der Erscheinung der Präsidentin Mrs. Ashby, die auch im Plenarsaal einen kostbaren, reich geblümten Jumper aus leuchtendem Atlas trägt — wirklich — ihrem charmanten Regiment scheinen alle sonnigen Götter des Sommers zu lächeln. Und originelle Abwechslung kommt in das Bild durch die malerischen Nationaltrachten der ihre Nation vertretenden Inderinnen, Rumäninnen, Ukrainerinnen, Isländerinnen, die Abordnungen sind. Eine bildschöne serbische Studentin in Nationaltracht präsidierte in einem der acht Autos, die zur Freude der Bevölkerung durch die Reichshauptstadt eilen, den langwehenden weißen Schleier unter dem mit Goldmünzen geschmückten kleinen Käppi, das ein wenig keck schief gesetzt wird und unseren Studentenmützen gleicht — Sind das noch Frauenrechtlerinnen? Gewiß solche, die sich sehen lassen können, liebenswürdig, modisch fesch und taktvoll, und sogar — tüchtig —, eine jede an ihrem Vaterlande!

H. G.

—⊙—

Säuglingspflege im Sommer

Der Sommer ist eine Zeit, die dem Säugling durch den Aufenthalt in frischer Luft, durch Hinaustragen und Hinausfahren besonders zuträglich wird; doch darf man nicht vergessen, daß die heiße Zeit auch erhöhte Gefahren mit sich bringt.

Die Augen des Kindes sind vor greller Sonne zu bewahren, da ein Uebermaß von Licht und Helle den kindlichen Augen schadet; man stelle deshalb den Kinderwagen nicht in die grelle Sonne und überlasse den Säugling seinem Schicksal, sondern schütze sein Köpfchen vor allzu zudringlichen Sonnenstrahlen.

Bei der Kleidung ist in der heißen Jahreszeit auf besondere Reinlichkeit zu achten, sodann ist Wert darauf zu legen, daß das Kind stets trocken liegt; das Wundsein ist in Staub und Hitze gefährlich. Die Mutter hülle ihren Liebling nur leicht und luftig ein und gönne dem kleinen Körper jede erdenkliche Freiheit. An sehr warmen Tagen, wenn das Kind vor Wind geschützt ist, kann sie wohl auch ein Luftbad wagen, doch darf diese lustige Sache nicht zu lange ausgedehnt werden, weil der kindliche Körper doch viel Wärme braucht.

Dr gefährlichste Kinderfeind im Hochsommer ist der Durchfall, er kann aber bei guter Pflege verhindert werden durch peinlichste Sauberkeit und besondere Achtsamkeit in der Nahrung.

Vor allem gewöhne man dem Kind im Sommer den Schnuller ab! Er hat manchem Kinde schon schwere Erkrankung gebracht — dieser süße Lutschbeutel, der eigentlich wirklich nicht mehr existieren sollte und leider doch so oft noch auftaucht, der Gummisauger und wie diese Unterstützungsgegenstände mütterlicher Bequemlichkeit alle heißen mögen, sind Bazillenträger schwerster Sorte.

Bei dem leisesten Anzeichen von Durchfall regele man die Diät des Kindes auf das strengste; man gebe nur schleimige Suppen, ohne Zucker, von Hafermehl oder irgend einem guten Kindermehl. Die Ursache des Darmkatarrhs ist meist die durch die Sommerhitze veränderte Milch, die einer starken Kontrolle unterzogen werden muß, zuweilen aber auch Erkältung. Man halte den Säugling gut warm, ohne ihn natürlich schwitzen zu lassen, sobald irgend tunlich sende man zum Arzt. Irgendwelche Experimente mit dem erkrankten Kind nach den Ratschlägen guter Freundinnen und Tanten sind zu vermeiden.

H. H. Rotte.

—⊙—

Tragik um unverstandene Jugend

Es wird heute viel über die Tragik des Alters geschrieben, und die heutige Jugend wird uns als lieblos und egoistisch geschildert, während das Alter stets als unterdrückt, zitternd vor einer rohen, fordernden Jugend, gezeichnet wird. — dem gegenüber wollen wir doch auch einmal versuchen, der heutigen Jugend gerecht zu werden.

Es hat immer Tragik um alte Eltern gegeben — das darf man nicht vergessen! Eltern, die nicht verstanden haben, sich Freunde in den heranwachsenden Kindern zu erziehen, haben sich statt dessen oft harte Gläubiger erzogen, die immer nur forderten — forderten ——. Und wenn die Eltern besinnungslos gaben, ohne sich zu sichern, so gab es auch früher Prozesse um Unterhaltspflicht der Kinder. Wir finden noch an manchem alten Stadttor die Riesenkeule mit dem Drohspruch: „Wer seinen Kindern gibt das Brot und leid't selber not, den schlag man mit der Keule tot!" Es scheint doch also auch da nicht immer in der guten alten Zeit so ganz reibungslos zwischen alt und jung hergegangen zu sein.

Wir alle haben Kinder oder junge Freunde und Verwandte, die wir lieben, und unter all dem jungen Volk gibts doch gottlob nur recht selten einen rücksichtslosen, lieblosen Gesellen! Sie sind oft derb in ihren Ausdrücken, diese Jungen, oft unbedacht in ihren Handlungen, grob, wo zuweilen Respekt besser wäre, — aber waren denn unsere Eltern, unsere Lehrer immer mit uns zufrieden?

Wir müssen, um uns mit der Jugend zu verständigen, versuchen, sie in ihren berechtigten Forderungen zu verstehen. Wir müssen sicher manchen Wunsch versagen, des Geldbeutels und der Vernunft wegen, und werden dann wütenden Protest erregen; doch dann sollen wir uns fragen, ob diese Enttäuschung uns nicht auch giften würde! — Ja, wir dürfen unserem Mißfallen wohl auch mal derb Ausdruck geben, aber empört sein dürfen wir nicht!

Verständnisvolle Väter, die Ernst und Liebe in der Erziehung walten lassen, vernünftige Mütter, die zärtlich, doch nicht ohne Energie sind, ja selbst liebe, alte Großmütter werden auch heute noch geliebt, doch nicht aus Respekt vor dem älteren Jahrgang —, der wird heut nicht sonderlich gewertet —, aber liebevolles Verständnis für junge Herzen, Lebenserfahrung und lichte Güte desto mehr.

Gerade weil die Jugend so wenig Verständnis findet, weil reife Menschen so wenig Zeit für erlebnishungrige Jugend haben, — deshalb ist ja der ganze Zwiespalt und das große Mißverständnis zwischen jung und alt. Liebe und Verstehenwollen müssen Hand in Hand gehen. Unsere heranwachsende Jugend ist durch die unsägliche Tragik des Krieges und seiner Nachwirkungen um die schönsten Lebensjahre betrogen worden. Es gibt nun Eltern, die ihre Kinder aus diesem Grunde zärtlich verwöhnen und ihnen jeden Wunsch erfüllen, der in ihrer Macht steht. Das ist natürlich falsch und muß später zu Enttäuschungen führen. Junge Menschen müssen an Enttäuschung und Entsagung gewöhnt werden, damit sie später auch mit den Geschehnissen des Lebens fertig werden.

Es gibt keine beiseite geschobenen Eltern, wenn ein inniger Zusammenhalt zwischen Eltern und Kindern besteht, wenn eben Liebe und Verständnis bei der Erziehung vereinbart waren. Wir alle sind verpflichtet, den Weg der Verständigung zu suchen. Es ist bestimmt möglich, ein glückliches Verhältnis der beiden Generationen zu schaffen; wir dürfen nur nicht zu viel Kritik üben und den Splitter im Auge des jungen Menschen suchen, um den Balken im Auge des älteren Menschen zu übersehen.

Die Tragik der heutigen Jugend besteht darin, daß sie entweder unter- oder überschätzt wird, selten aber wird sie richtig als das gewertet, was sie wirklich ist: eine unter schwerstem Wirtschaftskampf vorwärtswollende, strebende junge Menschheit, die ohne große Gesten von den älteren Leuten Gleichberechtigung ver-

Begegnung im rechten Augenblick

Ein Zeitbild von Heinz Lorenz

Wenn man mit gesundem Appetit und unbeschwertem Sinn gut gefrühstückt hat, wenn man, irgendeinen Schlager leise vor sich hinpfeifend, eine behagliche Junggesellenwohnung verläßt, um sich in ein bombensicher fundiertes eigenes Geschäft zu begeben, wenn über Häusern und Straßen die Frühlingssonne so ausgiebig und wohltuend strahlt, daß selbst die grauen Alltagssorgen von ihrem Gold ein wenig übervinselt werden — so ist man ein zufriedener Mensch, hat man das Recht und die Pflicht, ein durchaus zufriedener Mensch zu sein.

Dies war der junge Theodor Fink, der sich Teddy oder Ted nannte. Denn er hatte sich drei Jahre lang in Newyork aufgehalten und mit Erfolg dem Studium obgelegen, wie man mit eiserner Energie ein Selfmademan wird. Er war einer geworden, tüchtig, entschieden, rücksichtslos, wo's not tat, dabei geradeaus und auch von empfänglichem Herzen. Letzteres sollte sich gleich zeigen.

Als Ted in seinen kleinen Wagen gestiegen war und eben abfahren wollte, kreuzte vor dem Kühler des Wagens eine Dame die Straße. Er hupte. Sie sah etwas erschrocken auf, ihm gerade ins Gesicht. Dann war sie schon auf dem Fußsteig und ging eilig weiter. Ted hätte jetzt abfahren können. Er tat es nicht. Er sah der Dame nach, die eilig und scheinbar ohne Sinn für den köstlichen Frühlingsmorgen die unbelebte Seitenstraße entlang ging.

Ted hatte nur einen Augenblick in ihr Gesicht gesehen, in ihre Augen hinein. Aber es war einer jener seltenen Augenblicke, in denen das Schicksal Blitze in Herzen schleudert, mag man sich noch so sehr dagegen sträuben. Ted sträubte sich nicht. Er ließ den Blitz willig durch seinen ganzen Körper zucken. Dann sagte er, ohne den Blick von der davoneilenden Dame zu wenden, zu seinem Chauffeur: „Fahren Sie ins Geschäft voraus. Ich komme nach." Stieg aus und folgte mit langen Schritten der Unbekannten.

Keinem Menschen sonst wäre vielleicht die Dame aufgefallen. Am wenigsten einem Herrn, der etwas auf äußere Eleganz gibt. Und indem Ted in geringem Abstand hinter der mit äußerster Bescheidenheit und fast altmodisch gekleideten Gestalt herschritt, dachte er verwundert: Was denn? Was ist denn los? Wie komme ich dazu, einem Mädchen zu folgen, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen? — Wie? War es tatsächlich ihr Gesicht, waren es die Augen . . .? War ihr Gesicht wirklich . . . so . . . ja, ich finde gar keinen Ausdruck für dieses helle, feine, kluge und beherrschte Gesicht, das ich in dem kurzen Augenblick gesehen habe. — Ich muß es noch einmal sehen, um mir zu beweisen, daß ich recht daran tat, zum erstenmal in meinem Leben eine Frau dem Geschäft voranzustellen.

Er ging rascher, bis er dicht hinter ihr war, und dann langsam an ihr vorbei. Er konnte nur das etwas geneigte Profil sehen. Von neuem wurde er so erregt, daß er sein Herz rascher schlagen fühlte. Teufel, das war wahrhaftig kein Dutzendgesicht! Wenn man dieses schöne Mädchen richtig anziehen würde, so könnte es die schönste Frau der Welt sein. Für mich jedenfalls! dachte er. Es wäre eine Freundin, um die man mich beneiden müßte. Hm . . . aber sie scheint sehr stolz, kühl und abweisend zu sein, trotz des so demütig geneigten Kopfes. Ich werde mich wahrscheinlich furchtbar blamieren, wenn ich sie jetzt anspreche.

Dennoch beschloß er, es zu tun. Er ließ sie wieder vorausgehen, sammelte, straffte, räusperte sich, war dicht hinter ihr und — dann bog sie in ein Haus ein und entschwand.

Ted blieb verdutzt, bereits die Hand an der Huthrempe, stehen. Er sah die Tür an, hinter der sie verschwunden war. Auf der Glasscheibe bildeten kleine Goldbuchstaben die Firmierung: Anselm Wendelstein, Antiquitäten. Ted trat an das einzige Schaufenster des Geschäfts und spähte durch das Kunterbunt der Auslagen in das Ladeninnere. Da stand die Dame, wickelte einen Gegenstand aus, den sie mit zögernden Händen dem Händler gab. Dabei sprach sie stockend mit niedergeschlagenen Augen, während der Händler eifrig gestikulierte. Dann legte er seine Hand auf ihre schmale Schulter und redete wie tröstend auf sie ein. — Ted war ein guter Beobachter, der im Umgang mit allen Sorten von Menschen seine Studien gemacht hatte. Er erriet den Sinn der kleinen Szene da drinnen: die bescheiden gekleidete junge Dame schien in Not zu sein. Sie war gezwungen, dem Händler einen kostbaren Gegenstand zu verkaufen.

Jetzt verschwanden die beiden im Hintergrund des Geschäftes — der Kauf war wohl abgeschlossen. Nach einer Weile kam die Dame wieder heraus ohne das kleine Paket, das vorhin Ted nicht weiter aufgefallen war. Ihr Blick fiel zufällig auf ihn. Sie zuckte ein wenig zusammen. Ihr leicht verwundertes Auge schien zu fragen: Bist du das von vorhin? Bist du mir gefolgt? — Dann wendete sie sich rasch ab und ging noch hastiger, als sie vorhin gekommen war, die Straße zurück. Fast sah es aus, als fliehe sie.

Ted sah ihr unentschlossen nach. Dann wendete er sich um und trat in den Laden.

Nach einer Minute hielt er in der Hand, was die Dame verkauft hatte: zwei goldgefaßte kleine Emailleporträts. Er kaufte sie zum ersten Preis, den der Händler verlangte, und erfuhr dann von diesem, was er wissen wollte.

Der Händler kannte die Dame und berichtete willig: Sie gehörte einer alten achtbaren und ehemals wohlhabenden Familie an, die indes heute zu jenen verschämten und gedemütigten Armen zählte, welche eine der ergreifendsten Erscheinungen der Nachkriegszeit bilden. Arme, die versteckt und fast menschenscheu ihr Dasein fristen. Sie sind zu stolz, um Almosen zu nehmen, und wurzeln zu sehr in der alten Zeit, um tatkräftig und mit Geschick in die neue eingreifen zu können. Alles, was sie besitzen, ist ihr Glaube an die eigene makellose Vergangenheit und die Hoffnung, daß nach dem Trüben wieder das Helle kommt. — Eher als daß sie fremde Hilfe annehmen, entäußern sie sich des Letzten und Teuersten. So war heute die junge Dame zum fünften Male bei dem Händler erschienen, um ihm eine alte Familienreliquie zu verkaufen.

Ted, erschüttert von dem Bild, das ihm da entworfen worden war, verließ den Laden. Ziellos weitergehend überlegte er, wie er in diesem Falle helfen könne. Der Gedanke, der ihn vorhin beinahe dazu getrieben hatte, die Unbekannte anzusprechen, der Gedanke, wie sie sich wohl als seine Freundin ausnehmen würde, ließ ihn jetzt erröten. Nein, das war keine leichtfertige Puppe, die man um teueres Geld einkleidete, um sich mit ihr als Freundin beneiden und bewundern zu lassen.

Vor einem Blumengeschäft stockte er. Da trat er ein und bestellte einen Strauß prächtiger Rosen. Mitten in die Blüten steckte er die beiden Emaillebildchen und schickte das Ganze ohne Karte, ohne eine Erklärung der Unbekannten, deren Anschrift er von dem Händler erfahren hatte.

Dann endlich begab er sich in sein Geschäft, zufrieden wie einer, der eine gute Tat getan. —

Es war eine Tat, die ihre Früchte trug.

Ted lernte die Unbekannte kennen. Auf die einfachste und natürlichste Weise: er suchte sie in ihrer Wohnung auf, bei ihrer Mutter. Die beiden Damen verhielten sich anfangs abweisend, kühl, etwas mißtrauisch. Als er sagte, er halte es für ein Verbrechen, wenn alter Familienbesitz in gleichgültige Hände komme, wußten sie, wer er war. Doch die prüfende Kühle blieb. Nur die Augen der Tochter sprachen, fragten neugierig, was der Mund sich nicht traute.

Ted konnte furchtbar zäh sein, wenn er ein Ziel hatte. Auch war er geschickt und menschenkundig genug, um in die Herzen der Damen vorzudringen. Nach und nach gab selbst die Mutter ihre Zurückhaltung auf.

Eines Tages — Monate waren vergangen — sagte Helge zu ihm: „Ted, nun muß ich Dir es doch sagen. Damals, als ich Dich zum ersten Mal sah — weißt Du, Du saßest im Wagen und wolltest gerade abfahren und Du sahst mich an — da, in jenem Augenblick lief es wie ein Blitz durch meinen ganzen Körper. Ich mußte mich gewaltig zusammennehmen, so zitterte ich innerlich."

„Ach, Helge! Genau so erging es mir. Als ich Dich sah, da mußte ich aussteigen. Mußte Dir folgen."

„Wie merkwürdig! Und ich wünschte es. Ahnte es sogar."

„Und wenn ich Dich angesprochen hätte, Helge?"

„Ach Ted, wie gut, daß Du es nicht getan hast! Ich glaube, ich hätte Dich in meinem törichten Stolz abgewiesen, und dann — dann wären wir wohl nie zusammengekommen."

---

langt. Sie darf und will erwarten, daß man sie zu verstehen sucht. Sie hat Respekt vor den Menschen der Tat, vor Eltern, die sich der Zeit und den Zeiterfordernissen anpassen, die mit ihnen vorwärtsstreben, die ihnen Lachen und Fröhlichkeit gönnen, und die ihre Ideale achten und ernst nehmen, auch wenn sie selbst einst andere Vorbilder und Bestrebungen hatten.

Cl. v. Wedelstaedt.

Die Monate ohne R

Es trifft keineswegs zu, daß der Engländer ohne sein Hammelkotelett oder Rumsteak undenkbar ist. Gerade die Sommermonate vom Mai bis tief in den September hinein lassen statistische Feststellungen zu, die klar und deutlich beweisen, daß in der warmen Jahreszeit das Fischkotelett oder der Fisch in irgendeiner Form mit der Hauptbestandteil des englischen Speisezettels bildet. So werden auf dem Billingsgate — Fischmarkt in London —, auf dem jährlich durchschnittlich ungefähr 700 Millionen Pfund Seefische angebracht werden, die größten Mengen Fisch in den Monaten Mai, Juni, Juli, August, also in den Monaten ohne „r", verkauft. Juli und August weisen darunter die allergrößten Anfuhrzahlen auf und der Februar die geringste. In Deutschland ist es gerade umgekehrt. Bei uns wird leider im Sommer immer noch viel zu wenig Seefisch gegessen, obwohl mit dem Aberglauben, daß in den Monaten ohne „r" Fische nicht schmackhaft seien, schon längst wissenschaftlich und durch die Praxis kluger Hausfrauen aufgeräumt worden ist. Im Gegenteil: Die Seefischkost im Sommer birgt nicht nur erhebliche Vorteile für Gesundheit und Wohlbefinden des einzelnen in sich, sondern auch soziale und volkswirtschaftliche Werte. Vor allem bedenke man, daß während der heißen Jahreszeit die am Kochherd aufzuwendende Zeit für die Hausfrau beim Fischbereiten außerordentlich gering ist. Weiter überlege man, daß wir die wertvollen Fischgerichten von Seefischen aus deutschen Fängen herstellen können, diese Seefische billig im Preise sind und ein Mehrverbrauch entlastend auf die Handelsbilanz wirkt; denn je mehr Fisch gegessen wird, desto weniger haben wir notwendig, Lebensmittel aus dem Ausland einzuführen, und können die erhebliche Summe von 3,8 Milliarden Reichsmark, die wir für Lebensmitteleinfuhr immer noch ausgeben, weitgehend senken. Das Fischgericht im Sommer, das ist es, woran sich die deutsche Küche nach englischem Muster gewöhnen sollte, schon einzig und allein deshalb, weil die gesundheitlichen Werte der Fischnahrung uns in der Zeit der heißen Tage widerstandsfähiger und elastischer erhalten. Eine körperlich so ausgezeichnete Nation, wie die Engländer, die als führend im Sport gelten dürfen, würde keineswegs in solch intensivem Maße den Fisch bevorzugen, wenn sie nicht den Wert des Fischgenusses erkannt und durchgeprobt hätte.

Einfache Mittel zur Handpflege

Während der Einlegezeit leiden die Hände der Hausfrau sehr durch den Fruchtsaft und die Tätigkeit am Kochherd. Diese Spuren der Küchenarbeiten lassen sich aber fast völlig vertilgen, wenn man rechtzeitig geeignete Mittel dagegen anwendet. So sind die dunklen Flecken an den Fingerspitzen und die braunroten Ränder unter den Nägeln durch Anwendung von Zitronensaft zu entfernen, und zwar um so leichter, je frischer man diese Schäden damit behandelt. Um die Hände weiß, weich und glatt zu erhalten, soll man sie sofort nach der Beendigung häuslicher Arbeit mit einer milden Seife, am besten selber gekochter Schmierseife, in lauwarmem Wasser recht gründlich waschen und dann, ehe man den Seifenschaum abspült, die Hände in einen Behälter mit feinstem Sägemehl tauchen, wonach man sie sanft gegeneinander reibt, die Handflächen und Fingerspitzen besonders berücksichtigend. Dann erst spült man die Hände gut ab und trocknet sie sorgfältig. Bei empfindlicher, zur Rauheit besonders geeigneter Haut kann man auch etwas Glyzerin verreiben, ehe man die Hände abtrocknet. Durch längeren Gebrauch des Sägemehls, das man bei jedem Tischler für wenige Pfennige bekommt, werden die Hände tadellos glatt, weich und weiß. Auch glatte Goldringe bekommen danach einen schönen Hochglanz, so daß man sie bei dieser Behandlung nicht abzustreifen braucht. Etwas anderes ist es mit mattgoldenen und steinenbesetzten Ringen, in die sich das feine Sägemehl festsetzen würde, die man also vorher ablegen muß.

Die oben erwähnte Schmierseife sei allen Hausfrauen und ihren Küchenbediensteten bestens empfohlen, denn für Arbeitshände gibt es nichts Besseres. Man bereite sie wie folgt zu: Gewöhnliche grüne oder gelbe Schmierseife kocht man mit etwas Wasser tüchtig auf, wobei man den sich an der Oberfläche zeigenden Schaum öfters abschöpft. Die Seife muß solange kochen, bis sie gallertartig ist, dann gibt man sie in kleine Porzellandosen. Nach Belieben kann man dieser Seife noch etwas Borax zusetzen und sie mit einigen Tropfen Parfüm wohlriechend machen. Bei Bedarf genügt ein Stückchen wie eine Erbse groß zum gründlichen Reinigen der Hände.

Der Mann, der seine Frau nicht heiraten darf

Von Günther Erlenbeck.

Hans Thomann lebte still und zufrieden mit seiner jungen, schönen Frau in Bozen, bis der Ausbruch des Weltkriegs ihrem Glücke ein jähes Ende bereitete. Der junge Ingenieur wurde eingezogen und schon nach wenigen Monaten in den Verlustlisten als vermißt aufgeführt. Seine Frau tat alles, um über das Geschick ihres Gatten Gewißheit zu erlangen, aber vergeblich; doch sprach alles dafür, daß Thomann bei einem Sturmangriff gefallen war. Sein Tod schien um so wahrscheinlicher, als weder sein Name in den russischen Gefangenenlisten erschien, noch auch nur das geringste Lebenszeichen von dem Verschollenen eintraf. Frau Thomann mußte sich damit abfinden, daß ihr Mann nicht mehr am Leben sei.

Im Büro einer landwirtschaftlichen Genossenschaft, bei der sie eine Stellung angenommen hatte, wurde die junge Frau mit einem dort arbeitenden kriegsgefangenen russischen Offizier Wassilij Widratscheff, bekannt. Der stattliche Leutnant und die schöne Frau fanden schnell Gefallen aneinander und traten sich bald näher. Mit Kriegsende siedelten beide nach Wien über, da Frau Thomann nicht in dem italienisch gewordenen Bozen bleiben, Widratscheff nicht in das bolschewisierte Rußland zurückkehren wollte. Sie dachten an eine Heirat, die jedoch unmöglich war, so lange der Tod von Frau Thomanns erstem Manne nicht zweifelsfrei feststand. Auf den Rat eines Rechtsanwalts ließ sie ihn 1920 für tot erklären, bald darauf wurden sie und der ehemalige Leutnant ein Paar.

Fünf Jahre waren vergangen, als Frau Widratscheff eines Tages einen Brief erhielt . . . . von ihrem „toten" ersten Mann. Thomann berichtete darin über seine Erlebnisse im vergangenen Jahrzehnt. Er war schwer verwundet in russische Gefangenschaft gefallen, mehrere Monate lang dem Tode nahe gewesen und schließlich in einem Gefangenenlager in Sibirien gelandet. Bald darauf glückte die Flucht nach dem nahen China. Tief im Innern lebte er einige Jahre lang, da er infolge der ständigen Wirren das Land nicht verlassen konnte. Um sich nicht zu verraten, wagte er auch keine Briefe abzusenden. Schließlich gelang es ihm, unter vielen Abenteuern und Gefahren zu Fuß Indien zu erreichen, von wo ein Dampfer den Flüchtigen nach Konstantinopel brachte. Von dort kündigte er seine bevorstehende Heimkehr an.

Der Brief erregte im Hause Widratscheff die größte Bestürzung. Auf Bitten seiner Frau, deren Liebe zu ihrem zweiten Manne längst erkaltet war, willigte der Russe ein, das Feld zu räumen. Eine Woche später langte Thomann an, ohne zu ahnen, daß seine Frau inzwischen anderweit geheiratet hatte. Der Heimgekehrte fand bald eine Stellung, und nichts störte den häuslichen Frieden, bis der Ingenieur eines Tages zufällig von einem Freunde von der zweiten Ehe seiner Frau erfuhr. Trotz ihrer inständigen Bitten, ihr die voreilige Ehe zu verzeihen, verließ Thomann sie, um die Scheidung einzuleiten.

Da erhob sich eine Schwierigkeit. Thomanns Anwalt eröffnete ihm, daß er eine solche Klage gar nicht erheben könne, denn er sei — wenigstens vor dem Gesetz — schon seit Jahren tot. Selbst wenn die Todeserklärung für nichtig erklärt würde, wäre das für ihn von keinem Nutzen, da die zweite Ehe seiner Frau vollkommen zu recht bestehe. Gesetzlich sei sie mit Ausspruch der Todeserklärung Witwe geworden mit dem Recht, zu heiraten, wen sie wolle.

Thomann tat zunächst die nötigen Schritte, um wieder unter die Lebenden aufgenommen zu werden. Das Verfahren wurde eingeleitet, Zeugen vernommen, darunter auch Widratscheff und dabei ergab sich die Tatsache, daß dieser inzwischen wieder geheiratet hatte, ohne Rücksicht darauf, daß seine Ehe mit Frau Thomann noch bestand. Er war, wie er angab, der Meinung gewesen, daß seine damalige Heirat durch die Rückkehr des totgeglaubten Ingenieurs von selbst hinfällig geworden sei, weil dieser die Voraussetzung der Todeserklärung durch sein Wiedererscheinen ja schlagend widerlegt habe. Das Gericht war jedoch anderer Ansicht, es verurteilte den unfreiwilligen Bigamisten zu drei Monaten Gefängnis, indem es zugleich dessen zweite Ehe als nichtig erklärte.

Nach Verbüßung seiner Strafe stand Widratscheff nichts im Wege, zu seiner rechtmäßigen Gattin — dies war immer noch die ehemalige Frau Thomann — zurückzukehren, worauf indessen beide Teile nicht den geringsten Wert legten. „Er" wollte seine zweite Frau, „Sie" ihren ersten Mann wieder haben, auf dessen Verzeihung sie noch immer hoffte. Unter Aufgebot von viel juristischem Scharfsinn kam man endlich zu dem Schluß, die einzig mögliche Lösung sei vorerst eine Scheidung der Ehe Widratscheffs mit Frau Thomann. Das Verfahren schwebt z. Z. vor einem Wiener Gericht.

Nicht so einfach liegt der Fall für Thomann, der unvorsichtig genug von den Toten zurückgekehrt war. Er hat sich zwar mit seiner, bezw. seines Nachfolgers Frau ausgesöhnt und möchte sie gern wieder zu sich nehmen. Aber das Gesetz macht noch Schwierigkeiten. Zunächst muß auf alle Fälle der Ausgang des Widratscheffschen Scheidungsprozesses abgewartet werden. Selbst wenn in diesem, wie zu erwarten ist, die Trennung erfolgt, kann Frau Thomann nicht einfach wieder zu ihrem Manne zurückkehren. Um die Ehe nach österreichischem Recht gültig werden zu lassen, bleibt nichts anderes übrig, als ein neues Aufgebot zu bestellen und ein zweites Mal die Trauung vollziehen zu lassen.

Thomann ist bereit, sich allen noch so weitläufigen Formalitäten zu unterwerfen. Nur eins bedrückt ihn. Wird er die Heiratsgenehmigung bekommen? Er zählt zwar bereits 44 Jahre, hat aber sein — zweites — Leben rechtlich erst vor einigen Monaten begonnen. Vor dem scharfen Auge des Gesetzes ist er minderjährig, ja, ein reiner Säugling, der streng genommen nicht in der Lage sein dürfte zu heiraten. Hoffentlich findet sich in Wien ein Salomo, der einen Ausgang aus diesem juristischen Irrgarten findet.

Rokoko

Ein Badeerlebnis von Hans Buttmann.

Fred war nervös. Eigentlich brauchte man sich darüber nicht zu wundern, denn er war meistens nervös. Aber heute war es besonders schlimm. Sollte man in der Sommerfrische am Meer sitzen und sich ärgern? Was nützten ihm die Wälder, die den Ort freundlich umstanden, was Blicke auf Inseln und ferne Dörfer, die er nicht kannte? Was nützt das alles, wenn man verliebt ist! Ein reizendes Persönchen. Rokoko. — Fred war erst nach langem Nachdenken auf das Wort gekommen. Er spielte meisterhaft Tennis, war aber in den Jahrgängen der Kunstgeschichte nicht so zu Hause. Aber sie war doch Rokoko. Zierlich, schmal, den kurzen Rock leicht gebauscht, die Augenbrauen wie ein gerader, schwarzer Strich in dem feinen Gesicht. Rokoko, Rokoko, der Rhythmus und der ganze ihm etwas unverständliche Klang des Wortes machte ihn noch rasend. Er wußte noch nicht einmal, wie sie hieß, denn sie war in einer Privatpension abgestiegen, und da kann man nicht einfach hingehen und den Portier nach dem Namen fragen. „Nennen wir sie einstweilen Rokoko," sagte Fred vor sich hin und ging zum Sportplatz, wo die so Betitelte als Zuschauerin zu weilen pflegte.

In Badeorten macht man leicht Bekanntschaft. „Sind Sie mit Ihrer Pension zufrieden? Herrliche Luft hier. Und die See . . . Leidens- und Badegenossen müssen sich aneinander anschließen. Wollen wir nicht einmal zusammen eine Tour machen?" Das war furchtbar einfach, und Fred war in solchen Sachen nicht dumm. Aber der Blick, den er zugeworfen bekam. In dem Blick lag eine tadellose Vergangenheit, eine hoheitsvolle Abweisung, lagen strenge Prinzipien. Fred wandte sein Interesse dem Spiel zu. Er sah aber nichts. Er wagte einen Seitenblick. Er begegnete ihrem Auge. Es war sanfter als vorhin. „Verzeihen Sie," sagte Fred, „daß ich Sie so formlos angeredet habe, aber die gute Luft hier macht so dreist, und außerdem sind wir ja fast auf dem Lande." — „Ja, ich war sehr böse darüber," gestand sie. — „Aber?" wagte Fred zu fragen. „Aber weiter gar nichts," schnitt sie ab.

Fred war nicht für psychologische Entwicklungen. „Wollen wir zusammen Kaffee trinken?" fragte er auf die Gefahr hin, wieder einen Blick, der Prinzipien schleuderte, zu erhalten. „Aber gern," sagte sie. Fred war selig. Und zog mit ihr los. So nannte er in Gedanken ihr ehrbares Schreiten zur nächsten Gaststätte. Fred bestellte großartig. Wie immer. Sie tranken Kaffee. Sie tranken Likör. Sie aßen zu Abend und tranken schließlich Wein.

Es wurde spät, und über ihnen flimmerten die Sterne groß und sonderbar. „Nur einen Wunsch habe ich noch," flüsterte sie, als Fred leise ihre Hand ergriff. — „Jeden, jeden," sagte Fred so laut, daß der Kellner mit forschendem Blick an ihnen vorüber ging. — „Werden Sie ihn mir erfüllen?" fragte sie mit zärtlichem Blick. „Jeden, jeden," wiederholte Fred. Er war an dem Punkt angelangt, an dem Genie so leicht zum Wahnsinn wird.

„Bleiben Sie bis ein Uhr mit mir auf," bat sie lächelnd.

„Die ganze Nacht, die ganze Nacht," hauchte Fred beseligt. — „Nein, nur bis ein Uhr, dann bringen Sie mich an die Bahn." — „Prachtvoll, durch die Anlagen, den langen Weg zur Bahnstation, kein Mensch wird uns begegnen. Sie fahren ab?" — „Nein," sagte sie erstaunt, „ich will meinen Mann abholen.

Fred war nüchtern. Ihm war, als sei er mit dem Kopf gegen eine Wand gerannt. Die Wand hatte gehalten, der Kopf aber nicht. „Selbstverständlich, gnädige Frau." — „Mein Mann wird sich freuen, Sie kennen zu lernen." — „Selbstverständlich, gnädige Frau."

Geistreicheres sagte Fred an diesem Abend nicht mehr. Seine Gedanken kreisten um den einen Punkt: Rokoko, ich muß in einer Kunstgeschichte nachlesen, ob die Frauen damals wirklich so merkwürdig waren, daß sie unvermutet Männer hatten, mit denen sie verheiratet waren.

Fred hat durch dieses Erlebnis einen ganz falschen Begriff vom Rokoko bekommen . . .

Zahnstocher sind ungesund!

Noch immer sieht man sie auf zahlreichen Familien- und Restaurationstischen, und noch immer sieht man Menschen, die sich mit diesen Hölzchen ihre Zähne verderben. Die heutige Wissenschaft ist sich einwandfrei darüber klar, daß es für den Zahnschmelz und für das Zahnfleisch nichts Unzuträglicheres gibt, als wenn es mit diesem spitzen Hölzchen angebohrt wird, und in sehr vielen Fällen beginnt das mit dem Zahnstocher behandelte Zahnfleisch allsogleich zu bluten. Der Zahnschmelz, das ist die obere Zahnkalkschicht, ist sehr empfindlich, und man muß bestrebt sein, sie sich unversehrt zu erhalten. Die kleinste Lücke, die in ihr entsteht, erweitert sich und bildet den Anfang einer Zahnkaries. Auch das Zahnfleisch soll geschont werden; es soll sich nicht ausdehnen und weiten, da es sonst schlaff wird und keinen günstigen Boden mehr abzugeben vermag. Wird es aber regelmäßig mit einem spitzen Gegenstand behandelt und hierbei, was ausnahmslos geschehen muß, mehr oder weniger verletzt, so geschieht das Gegenteil von dem, was geschehen soll. Das Zahnfleisch wird schlaff und die Zähne werden locker.

Wie entfernt man also die in den Zähnen verbliebenen Speisereste, insbesondere die oftmals so lästigen Fleischfasern? Durch einen Faden von Seide oder noch besser einen gewachsten Zahnseidenfaden, den es heute überall zu kaufen gibt. Man zieht den Faden vorsichtig durch die Zahnlücken. Hierbei kann nichts geschehen, es können weder Zahnbeschädigungen noch Zahnfleischverletzungen eintreten, und diese mechanische Reinigung entfernt restlos alles das, was noch zwischen den Zähnen verblieb.

Lehret schon die kleinen Kinder, sich nach jeder Mahlzeit auf diese Weise die Zähne zu reinigen! Saget ihnen, daß der Zahnstocher unhygienisch und nach den neuesten ärztlichen Feststellungen sogar gesundheitsschädlich sei! Die neuen medizinischen Forschungen sind dazu da, daß man sich nach ihnen richte, und nicht, daß man bei den alten überwundenen Einrichtungen noch jahrelang verharre!

—rn—

Sommersuppen

Kirschensuppe.

1½ Pfund Kirschen kocht man mit wenig Zucker und Wasser weich, dann gibt man die Masse durch ein grobes Sieb und gibt noch 1 Liter Wasser dazu — oder leichten Weißwein — und ½ Pfund Zucker. Man dicht die Suppe